

"Ich beneide Denzel Washington"

Autor(en): **Slappnig, Dominik**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zoom : Zeitschrift für Film**

Band (Jahr): **48 (1996)**

Heft 1

PDF erstellt am: **11.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-931651>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

«Ich beneide Denzel Washington»

Morgan Freeman über «Seven», die sieben Todsünden, Schwarze in Hollywood und die Gewalt.

Dominik Slappnig

Um mich für das Interview mit Morgan Freeman vorzubereiten, lese ich einen Artikel der Filmkritikerin Pauline Kael, die 1987 in der *New York Times* fragte, ob es in Amerika überhaupt einen besseren Schauspieler gäbe als Freeman. In «*The Shawshank Redemption*» (ZOOM 3/95) spielte er den ewigen Häftling Red, einen alten und weisen Drahtzieher, der mir im Verlauf des Films immer mehr ans Herz gewachsen ist. Freeman wurde für diese Rolle für einen Oscar vorgeschlagen, es blieb aber bei der Nomination, wie schon zuvor bei «*Street Smart*» (1987) und «*Driving Miss Daisy*» (1989). In guter Erinnerung habe ich ihn auch als Ned Logan in Clint Eastwoods Western «*Unforgiven*» (ZOOM 10/92).

Ich treffe Freeman an einem strahlenden Mittwochmorgen in London, nachdem ich am Abend vorher den düsteren Film «*Seven*» gesehen habe, in dem Freeman den ausgebrannten Polizisten Somerset spielt. Kurz vor seiner Pensionierung muss er zusammen mit dem jungen und enthusiastischen Mills (gespielt von Brad Pitt) einem Mörder nachjagen, der seine Opfer in der Reihenfolge der sieben Todsünden massakriert. Als ich ins Zimmer des teuren Hotels im Londoner West-End eintrete, sitzt Morgan Freeman an einem kleinen Tischchen und trinkt Kaffee. Er entschuldigt sich, dass er mir nicht entgegengekommen sei. Er habe seinen Fuss verstaucht. Ein Reitunfall. Er bittet mich am Tischchen Platz zu nehmen, und beginnt wie selbstverständlich von seinen Pferden und seiner Jacht zu erzählen. Schon sind wir mitten drin im Smalltalk, und ich überlege mir, wie ich den Rank zu meinen Fragen finde.

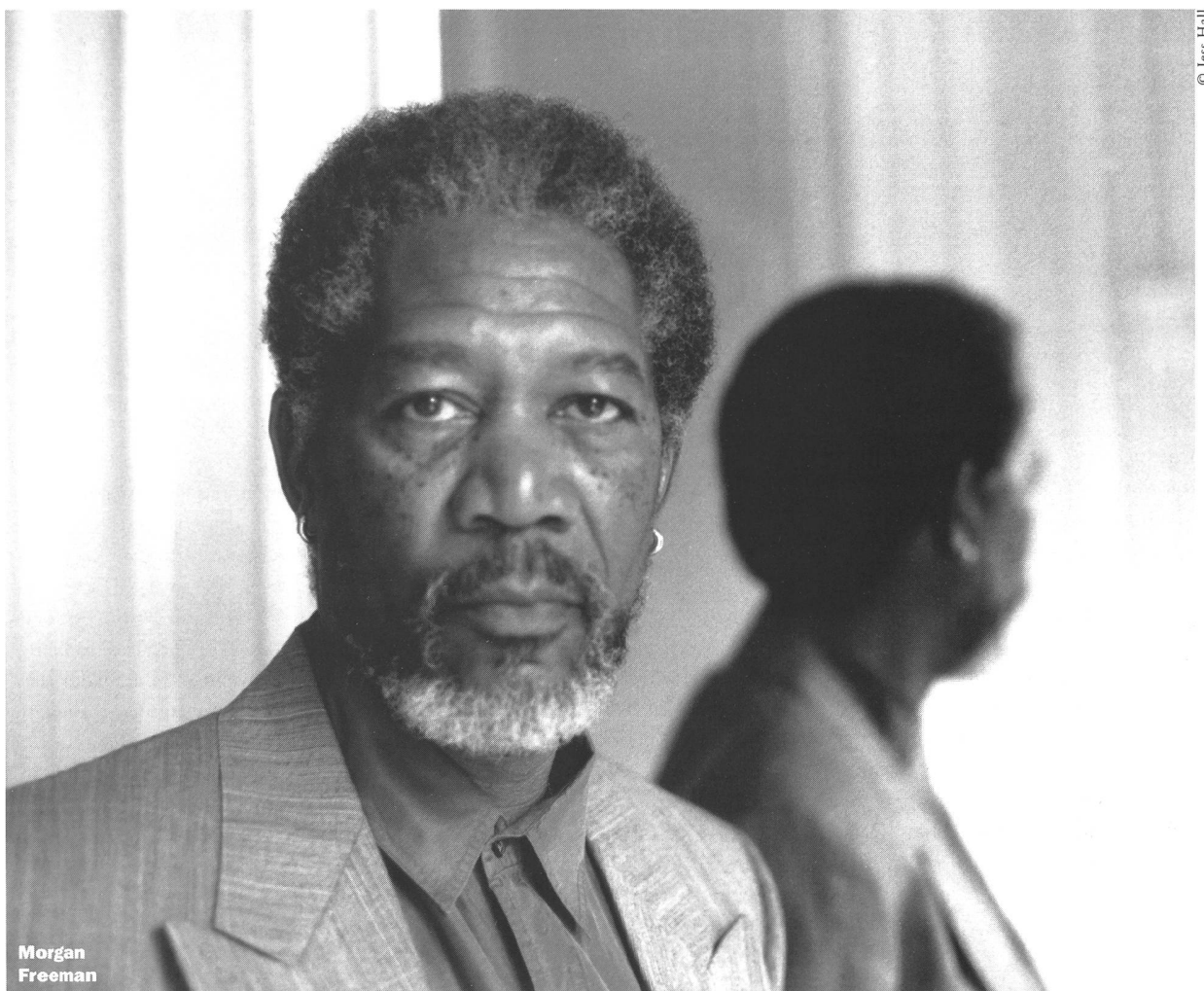
Morgan Freeman wird am 1. Juni 1937 in Memphis, Tennessee geboren. 18jährig geht er für vier Jahre zur US-Air Force. Aus dem Militär entlassen, zieht er nach Los Angeles, um Schauspieler zu werden. Doch der Anfang ist harzig. Er nimmt Schauspielunterricht und arbeitet am Los Angeles City College als Büroangestellter. 1964 wechselt er nach New York und spielt in kleinen Theatern kleine Rollen. Er verdient 3000 Dollar im Jahr und macht dafür alle möglichen Jobs, um sich über Wasser zu halten. «Ein Freund von mir, ein Tänzer, verdiente 10'000 Dollar, und ich sagte mir, wenn ich je 10'000 Dollar mache...». 1971 ist es endlich soweit. Freeman bekommt seine erste TV-Rolle in der Kindershow «*The Electric Company*», die er bis 1976 beibehält. «Nun verdiente ich 11'000 Dollar, und ich fragte mich, wo all das Geld hingegangen ist? Einige Jahre später verdiente ich 62'000 Dollar. Ich hatte unterdessen eine Yacht, ein schönes Auto, Privatschule für die Kinder, eine eigene Wohnung, aber das Geld war immer noch knapp. Natürlich ist es nicht bei 62'000 geblieben. Man passt seine Ausgaben eben laufend dem an, was man verdient». Ich frage ihn, wieviel er denn in diesem Jahr habe verdienen müssen, um seine Ausgaben zu decken. «Ich weiss es nicht. Heutzutage sehe ich mein Geld nicht mehr. Mein Business-Manager sagt mir nicht einmal, wieviel es ist...».

Samuel L. Jackson hat in einem Interview gesagt, in Hollywood habe es jeweils nur Platz für *einen* schwarzen Schauspieler. Ich frage ihn, was er von dieser Aussage hält. Wie aus der Pistole geschossen meint Freeman: «Dann muss er sich wohl besser einen neuen Job besorgen...». Wir lachen beide. Ich will

wissen, ob es nicht langsam Zeit sei, dass auch einmal ein schwarzer Schauspieler in Hollywood den Oscar als bester Schauspieler erhalte. Freeman winkt ab. «Das wird schon noch kommen».

Ich hätte ihn fragen sollen, ob er seine Rolle als Somerset in «*Seven*» als oscarverdächtig einstufe. Stattdessen frage ich ihn, ob er neidisch sei auf andere Schauspieler, wenn er diese auf der Leinwand sieht? «Immer, immer, immer und am meisten, wenn ich Denzel Washington sehe». Der sei jung, gut aussehend, habe Charisma und Talent. Vor allem bekäme er alle diese Rollen, auf die er ein Leben lang vergeblich gewartet habe. «Neid ist eine Sünde», sage ich, und er antwortet: «Natürlich ist Neid eine Sünde. Und ich sage Ihnen: Ich bin schuldig». Auch zu Faulheit bekennt er sich schuldig, obwohl ich ihm da zu widersprechen versuche: «Wann haben Sie denn überhaupt Zeit dazu? Sie führen selber Regie, Sie produzieren Filme, Sie sind ein erfolgreicher Schauspieler...». Es gäbe immer wieder diese ruhigen Momente zwischen den Projekten, die er sehr genieße, führt Freeman aus. Auf die Frage, ob er geizig sei, lehnt er sich etwas zurück. Er ist jetzt wachsam geworden, als noch zu Beginn unseres Gesprächs. «Geld ist nichts. Es ist im Grunde genommen nicht wichtig. Aber mit Geld kann ich mir alles kaufen. Beispielsweise die Liebe. Und die ist bekanntlich alles.»

Auf meine Bemerkung, dass ihn Brad Pitt als sein grosses Vorbild bezeichne, zeigt sich Freeman erstaunt. Das habe er nicht gewusst. «Ich sass auf dem Set von 'Seven' nicht mit ihm herum, habe Händchen gehalten und ihm gesagt, wie er die Sachen spielen soll. Wir haben ganz normal zusammengearbeitet. Wenn er



mich als Vorbild ansieht, dann ist das natürlich schmeichelhaft». Bei Vorbild kommt ihm aber sofort Clint Eastwood in den Sinn. «Bei 'Unforgiven' lernte ich seine Regiearbeit schätzen, ihn würde *ich* als Vorbild bezeichnen». Mit «Bopha!» führt Freeman 1993 erstmals selber Regie. Der Film handelt von der Apartheid in Südafrika und erzählt die Geschichte einer Familie, die friedlich in einem *township* lebt, der Vater ist Polizist und stützt die öffentliche Ordnung, der Sohn gerät auf die Seite der Aufständischen. Der Film kam zum falschen Zeitpunkt, die alten Strukturen Südafrikas waren bereits auseinandergebrochen. «Bopha!» hatte finanziell keinen Erfolg und nur mässige Kritiken.

Nicht so «Seven», der in den ersten zehn Wochen in den USA 85 Millionen Dollar einspielte. Ich möchte wissen, was Freeman von der steten Zunahme der

Gewalt in den Filmen Hollywoods hält. «Hollywood-Filme kann man nicht alle in einen Topf werfen. Sie übersehen dabei die grosse Anzahl von Filmen, die nichts mit Gewalt zu tun haben. Ich denke nicht, dass die Filme immer brutaler werden». Aber wenn aufgrund eines Drehbuchs die Rolle, die ihm angeboten würde, zu brutal wäre, würde er diese nicht akzeptieren. Die Diskussion führt uns zu einem anderen Thema. Freeman ist der Ansicht, dass ein Mann, der jemanden umgebracht hat, nicht unbedingt falsch gehandelt habe. «Ich meine gesellschaftlich ist er erledigt, er kommt ins Gefängnis. Aber persönlich kann er damit sich und seinen Prinzipien treu gewesen sein. Nehmen wir einmal den Fall: Jemand versucht Sie auszurauben und Sie bringen ihn um. Das kann richtig sein». Ich frage ihn, ob es nicht *immer* falsch sei, jemanden umzubringen?

Freeman wägt ab: «Es ist falsch, aber in gewissen Momenten kann man es rechtfertigen. Sonst könnte man das Gesetz nicht durchsetzen». «Heisst das, Sie sind für die Todesstrafe?», frage ich ihn. «Ja, unbedingt. Ich denke nicht, dass man jemanden, der seine Triebe nicht mehr unter Kontrolle hat, der Gesellschaft weiter zur Last legen darf».

Der Kaffee ist unterdessen kalt geworden und meine Zeit in der Suite von Morgan Freeman abgelaufen. Wir verabschieden uns. Er ist herzlich. Beim Hinausgehen kommt mir in den Sinn, dass weit über die Hälfte aller Staaten in den USA die Todesstrafe wieder eingeführt hat. Auch der Psychopath aus «Seven» würde so der Gesellschaft nicht mehr lange zur Last fallen. ■

Siehe dazu auch Kritik von «Seven» auf Seite 34.